

Irene die Unbekannte [Fortsetzung]

Autor(en): **Cahuet, Albéric**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 14

PDF erstellt am: **22.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Irene

die Unbekannte

Roman von
Albéric Cahuet

Autorisierte
Uebersetzung von
Alfred Graber

Copyright by A. Graber, Zürich 1934

Neuuntretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Ein Segelkutter, der zwischen Moorea und Tahiti verkehrt, und dessen ganze Besatzung in dem Kapitän besteht, wird während eines Sturmes seines Mastes beraubt. Der fallende Mast erschlägt den Kapitän. Die beiden Passagiere, die sich nicht kennen, treiben einen Tag und eine Nacht steuerlos auf offener See. Die Frau in ihrer Hilflosigkeit ist dem Mann, der sie begehrt, gänzlich ausgeliefert. Sie rächt sich, indem sie ihm mit einem Dolch eine Brustwunde beibringt, die ihn aber nicht ernstlich verletzt. Darauf flieht sie mit dem Rettungsboot und wird von einer Yacht aufgenommen. Der Mann verzichtet auf die Rettung durch das nämliche Schiff, auf dem er die Frau weiß, für die er Liebe empfindet und die vor ihm geflohen. Nur ihr Armeel und das Gepäck, das sie auf dem Dampfer zurückgelassen, sind ihm geblieben. Im Laufe des Tages bringen ihm Schiffe von Eingeborenen die ersuchte Rettung. Die eigentliche Handlung führt uns nach Paris und macht uns bekannt mit Frank Gerald, einem Finanzmagnaten, der soeben in der Hauptstadt Frankreichs eingetroffen ist und hier die Leiter seiner Unternehmungen zu einer Konferenz zusammenruft. Ein Strich seiner Feder genügt, um Schäfer entstehen zu lassen, um Wästen zu bevölkern. Unter den Männern, die im Vorzimmer Frank Gerald's seiner Befehle harren, befindet sich auch sein bester und einziger Freund, der Schriftsteller Savière, der Gerald, dessen richtiger Name François Gérard ist, von frühesten Jugend an kennt. Nachdem Gerald seine Geschäfte erledigt hat, wendet er sich seinem Freunde zu. Dieser befindet sich in der Gesellschaft der Fürstin Dobanoff, einer Pariserin, die einen russischen Emigranten geheiratet hat. Sie will durch Savière's Vermittlung Frank Gerald für ihre Russenhilfe-Bestrebungen interessieren. Sie läßt sich durch Gerald's abwesende Haltung nicht entmutigen und läßt ihn zu einem Gesellschaftsabend ein, dessen besondere Attraktion die Millionärswitwe Irene Sullivan bildet. Savière erzählt seinem Freunde einiges über das eigenartige, bewegte Vorleben dieser Frau, deren Verhängnis es ist, jedem Mann, den sie liebt, Unglück zu bringen. So haben sich unter anderem zwei Spanier, die Brüder Sacramento, ihretwegen im Duell erschossen, und der überlebende Bruder hat beschlossen, sich an Irene-Jean, das ist ihr Mädchennamen, zu rächen. Gerald scheint sich für diese Frau außerordentlich zu interessieren, so daß sich Savière bemüht, ihm in seiner Erzählung ein möglichst lückenloses Bild zu geben.

Dritte Fortsetzung

Daß ich so gut orientiert bin, braucht dich nicht zu erstaunen, da diese Affäre mich selbst Millionen gekostet hat.

Mechanisch hatte er vom Tisch des Sekretärs einen Dossier genommen, der den Buchstaben M trug. Er öffnete ihn und stellte ihn wieder an seinen Platz.

«Irene hat Hervey nicht wiedergesehen. Das Unglück seiner Familie soll sie allerdings, wie man sagt, sehr getroffen haben, so daß sie die Absicht hatte, sofort nach England zu fahren. Inzwischen aber hatte Hervey einen Sturz vom Pferd vorgetäuscht, um auf elegante Weise Selbstmord zu verüben. Als sie die Nachricht erfuhr, ging sie natürlich nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, nach England, sondern kam nach Paris, wo man eine so aufsehenerregende Frau mit offenen Armen empfängt. Ich wiederhole dir nur, was ich gehört habe. Wußtest ihr alle diese Dinge schon?»

«Aber natürlich. Und weiter?»

«Was heißt und weiter?»

«Ist das alles, was du über die Frau weißt?»

Gerald warf seinem Freund einen inquisitorischen Blick zu.

«Was soll ich denn über die Frau sonst noch wissen?»

«Nun, die Hauptsache.»

«Und die wäre?»

«Daß man nicht wissen kann, wer sie war, bevor sie zu der wurde, die sie jetzt ist.»

«Drück dich klarer aus!»

Gerald hatte einen brüskten Ton angenommen. Luc brach plötzlich in Lachen aus.

«Mein Gott, Frank, was ziehst du nur für ein merkwürdiges Gesicht? Wahrscheinlich glaubst du, daß ich mich wieder einmal als Romancier oder Dichter aufspielen möchte. Du machst mich mit ein paar Tatsachen vertraut, und die sollen einem Dichter nun genügen!»

«Sie werden wohl genügen, um die Neugier der Pariser in Bewunderung zu verwandeln.»

«Prachtvoll gesagt. Paris ist natürlich entzückt davon, sich endlich einmal wieder mit einer Frau beschäftigen

zu können, die kein Kinostar und keine Vedette ist. Für Frauen, die Unglück im Leben hatten, konnte es sich ja nie besonders erwärmen. Um so mehr für die anderen, die Unheil stiften. Diese üben jedesmal die faszinierendste Wirkung aus. Warum eigentlich? Das kann kein Mensch erklären. Außerdem ist Frau Sullivan als große Wohltäterin bekannt.»

«Natürlich.»

«Vielleicht hastest du unrecht, auf Frau Dobanoffs Vorschlag nicht einzugehen. «Irene-Jean» hätte ihre Bitte sicher nicht abgelehnt.»

Gerald sah nach seiner Uhr.

«Mitternacht», sagte er. «Wir verlieren unsere Zeit, und mein Tag ist noch nicht zu Ende.»

Er sah Savière fast brüderlich an, der seinem Freund plötzlich die Hand drückte.

«Ja, ja, wir verlieren unsere Zeit», wiederholte Gerald. «Und trotzdem», meinte er noch, wie wenn er sich von dem Gedanken nicht hätte freimachen können, «möchte ich wissen, wie diese Irene eigentlich aussieht.»

Savière blätterte ein paar französische und ausländische Zeitschriften durch, die die Hoteldirektion vorsorglich auf einen der Tische hatte legen lassen. Aus dem Stoß holte er eine Pariser Revue hervor, die er Gerald mit einem Lächeln hinhielt. Auf einer Seite fand sich eine farbige Reproduktion, die ein junges Gesicht mit hellen Augen und kurzen, wie Sonnenreflexe schimmernden blonden Haaren zeigte, die an den Schläfen und Wangen herabrieselten. Das ganze Gesicht hatte etwas Venushaftes, das einen aufregenden Sinn bekam, sowie man die Abenteurer dieser Madonna kannte.

«Hier ist sie», sagte Savière, «im Garten ihres Hotels in der Rue Alfred Dehodencq.»

«Wer ist Alfred Dehodencq?»

«Ein Maler, nach dem die Straße benannt worden ist.»

Lange Zeit betrachtete Gerald das Bild mit wachsender Aufmerksamkeit, als hätte es ihn völlig verzaubert.

«Wie seltsam», sagte er schließlich, «ich hatte sie mir immer brünett vorgestellt.»

Dann warf er die Revue beiseite.

«A propos, der Fürstin Dobanoff glaube ich, daß ich ihren Besuch mal bei Gelegenheit erwidern muß. Es wäre zu unhöflich, wenn ich es unterließe. Hast du übrigens Lust, mich noch ein Stück zu begleiten? Im Wagen können wir ja noch von allen Dingen sprechen, die dir am Herzen liegen. Immerhin, drei Jahre lang haben wir uns nicht gesehen. Seit einer Stunde sind wir nun in Gottes Namen wieder beisammen, aber gesagt haben wir uns eigentlich noch nichts. Armer Luc, ich bin ein schrecklicher Egoist.»

François Gérard.

Passy besitzt da und dort noch Winkel, die plötzlich die Erinnerung an längst vergangene Zeiten wachrufen können. Hier standen einst viele alte Gärten, die aber niedrigeren wurden, und jetzt machen sich an ihrer Stelle überall neue Läden und Bauten breit. Es gibt sogar noch Straßen wie die Rue des Vignes, die Rue des Maronniers oder die Rue de la Source, denen man ansieht, daß Passy vor mehr als hundert Jahren ein Dorf gewesen ist. Doch diese Vergangenheit, die sonst im Lärm des Tages untergeht und schweigt, wird erst in der Nacht wieder lebendig und auch dann nur an ein paar stillen und verlorenen Stellen. Während ganz Paris um diese Zeit von Licht überflutet ist und das Leben in den Kinos, den Kabarets, Konzertsälen und Bars weiterlebt, hat sich über die alten Quartiere von Passy der Schlaf niedergesenkt. Es herrscht Ruhe wie in einer Pro-

vinzstadt. Hier und da versteckt sich ein altes Haus hinter einer Ulme oder Akazie. Früher dienten diese Häuser als Hotels, heute aber haben sich in ihnen Familienpensionen oder Privatschulen eingenistet. Manchmal wurden sie sogar in Kliniken verwandelt, deren Fenster das Laubwerk dunkler Bäume beschattet. Hart neben dem schmucklosen Haus, in dem einst Clemenceau wohnte, erhebt sich die Anstalt Saint-Louis-de-Gonzague. Etwas weiter schon kommen wieder moderne Konfiserien, Blumen- und Modeläden zum Vorschein, deren Schaufenster nach dem Park der Rue des Vignes sehen, der sich in dieser Umgebung wie eine alte Sage ausnimmt. Doch immer wieder begegnet man jenen uralten Gebäuden, die die Erinnerung an das frühere Passy festhalten. Vor einer dieser bescheidenen und traurig anmutenden Wohnungen in der Rue Raynouard machte der Wagen Frank Gerald's Halt. Auf der Fassade, vor der sich ein durch ein jämmerliches Gitter geschützter Hof erstreckte, in dem zwei Bäume ihre schwarzen, knorpeligen Aeste in die Nacht emporrangen, fiel das spärliche Licht einer in der Mauer befestigten Gaslaterne. Die Jalousien waren heruntergelassen, das Licht überall ausgelöscht. Die alten Leute, die diese Appartements bewohnten, pflegten sicher früh zu Bett zu gehen.

Einen Augenblick blieb Gerald und Savière schweigend auf dem Pflaster der verlassen Straße vor dem schlafenden Haus stehen.

«Es war nett von dir», sagte Gerald, «daß du mich bis hierher begleitet hast.»

Savière gab ihm die Hand.

«Wir sehen uns wieder?»

«Jeden Tag, wenn du willst. Ich denke, einen Monat in Paris zu bleiben. Der Wagen wird dich nach Hause bringen. Du brauchst ihn mir nicht zurückzuschicken.»

Dann trennten sie sich.

*

Gerald läutete. Die Gartenpforte öffnete sich, darauf die Haustür. Doch alles blieb dunkel, da das Haus kein elektrisches Licht hatte. Er nannte der Concierge seinen Namen. Sie schien ihn nicht zu verstehen, da sie ihn sich zweimal wiederholen ließ. Schließlich wußte sie, wer es gewagt hatte, sie zu stören, und schlug während das Guckfenster zu. Gerald stieg die enge Treppe hinauf, die er mit einer Taschenlampe nordürrig erleuchtete. Auf dem Flur vor den Türen standen leere Milchkrüge und Filzpanzertöpfe. Laut knackten die Stufen unter seinen Schritten. Ein Geruch von feuchten Kellerwänden und erkaltetem Essen stieg ihm in die Nase. Eine Katze huschte an ihm vorüber. Er fröstelte.

In der dritten Etage angelangt, öffnete er eine Tür, zündete im Vorzimmer Licht an und trat aufatmend ein, wie jemand, der nach einer langen Reise endlich am ersehnten Ziel angelangt ist. Die Maske, die ihn sonst das Leben zu tragen zwang, fiel ihm ab. Die bescheidene Stube, in der er sich jetzt befand, ließ ihn wieder zu dem werden, der er in Wirklichkeit war. Aus Frank Gerald wurde François Gérard.

Nachdem er seinen Mantel und seinen Hut an einem rostigen Nagel aufgehängt hatte, trat er in das angrenzende Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

Ein Mensch, der ihm gefolgt wäre und an der Türschwelle gelauscht hätte, was drinnen vor sich ging, wäre zunächst wohl über die vollkommene Stille erstaunt gewesen, die eine Zeitlang eintrat. Hatte Gerald sich schlafen gelegt? Doch nein, ein schwacher Lichtschimmer drang durch die Türritze, und bald darauf konnte man Schritte und das Geräusch umhergedrückter Stühle vernennen. Deutlich ließen sich Worte unterscheiden. Eine Unterhaltung begann. Gerald sprach mit jemandem,



Am Winter-Ende

freut sich alles auf den Frühling. Zuerst muß aber noch die Schranke der tückischen Übergangszeit wohlbehalten passiert werden. Da heißt es doppelt achtgeben auf die Gesundheit, vorbauen, kräftigen, die Widerstandskraft vermehren. Da braucht jedermann, nicht nur die Kranken und die Schwächlichen

eine Tasse **OVOMALTINE**
zum Frühstück!

Ovomaltine ist in Büchsen zu Fr. 2.- und
Fr. 3.60 überall erhältlich.

DR. A. WANDER A.-G. - BERN

dessen Stimme man allerdings nicht vernahm. Er stellte Fragen, gab Antworten. Manchmal schien die Unterhaltung zu einem leidenschaftlich geführten Gespräch zu werden. Seine Stimme steigerte sich, dann wurde sie wieder leiser. Bisweilen schwieg er.

... Ich konnte nicht eher zurückkommen. Ich schwöre dir, daß es mir nicht möglich war, eher da zu sein. Drei Jahre, das ist eine lange Zeit, gewiß. Aber du weißt ja, und wer sollte es besser wissen als du, woraus mein Leben besteht. Seit heute morgen bin ich in Paris. Verzeih mir, daß ich erst heute abend zu dir gekommen bin. Aber ich mußte dringend ein paar Leute sprechen. Berichte, Korrespondenzen und Auskünfte — damit kann ich im allgemeinen wenig anfangen. Ein Gesicht lehrt mich mehr. Sowie ich es vor mir habe, weiß ich Bescheid. Dann verstehe ich den Menschen, kann ihn abschätzen und beurteilen. Zum Beispiel jenen Jarasse, von dem ich dir schon nach meiner ersten Reise erzählt hatte, der Kerl, der mir jetzt beinahe meinen Gummihandel zuschanden gemacht hätte, weil er sich an die Konkurrenz verkaufen wollte. Und schuld daran? Ein paar Weibergeschichten. Kurz und gut, er ist für mich erledigt... Nein, nein, glaub mir doch, daß ich nichts mehr für ihn tun konnte. Ein Mann, der mit fünfzig Jahren noch wegen Liebesgeschichten seinen Verstand verliert, ist ein armseliger Narr, den man nicht retten kann. An seine Stelle habe ich den kleinen Varnaud gesetzt, der was kann und der es noch weit bringen wird. Bist du endlich zufrieden? Varnaud wäre sicher jemand nach deinem Geschmack. Immer aufrichtig, gradaus und viel Courage. Als ich ihn aufstöberte, mußte ich gleich an dich denken. Nun laß ich ihn vorwärtskommen. Bist du zufrieden? Na, endlich.

Es wurde still. Gerald ging mit langen Schritten auf und nieder. Dann und wann murmelte er etwas Unverständliches und lachte kurz heraus.

In der Tat, seit drei Jahren bin ich nicht mehr hier gewesen. Was willst du, die Welt ist so groß, und ich finde alle Hände voll zu tun. Ich mache alles, was ich kann. Jedes Jahr kann ich mehr. Vielleicht verstehst du die Freude nicht, die mich jedesmal überfällt, wenn mir mehr glückt, als ich für möglich hielt. Stolz? Natürlich, und warum auch nicht? Ohne Stolz kann ich nicht leben. Man muß Großes vorhaben, um Großes schaffen zu können. Der Stolz ist ein ausgezeichnete Nährstoff für unsere schwache Lebensmaschine, der immer der Atem auszugeten droht. Das verbraucht sich und verpufft, wenn man nicht für Vorrat sorgt. Ich entsinne mich, daß du mir diesen Stolz früher vorgeworfen hast. Du hattest sicher nicht ganz unrecht damit, aber auch nicht durchaus recht, denn was wäre ich schließlich ohne ihn geworden? Weil

ich stolz war, habe ich mich durch die wüste Keilerei, die das Leben nun einmal ist, hindurchgefunden. Es war nicht immer ganz leicht, das Glück zu korrigieren. Du siehst ja, daß ich zum Ziel gekommen bin.

Wieder Schweigen, einige Schritte, und dann:

Du hast mir weit geholfen. Denn ohne dich... Glücklicherweise hatte ich euch immer beide, dich, die du so einfach warst, und meinen Stolz, der schwächer war als du, aber stärker als ich. Was ich in den drei Jahren zustande gebracht habe? Gruben, Schiffe, Fabriken. Ich habe eine Insel im malaisischen Archipel gekauft, ich habe alle meine übrigen Unternehmen vergrößert. Man kann alles, wenn man will. Wenn ich wollte und es Zweck hätte, würde ich den Sand der Wüste in Waggons oder auf Schiffe laden lassen, um ihn nach dem Nordpol zu schaffen...
Er pfiff leise vor sich hin.

Ich habe mir deine Gedanken gemerkt. Ich hasse das Elend, und deshalb helfe ich es jetzt unterdrücken. Meinen Arbeitern zahle ich anständige Löhne. Nie hat es in meinen Betrieben Unzufriedenheit oder Streiks gegeben. So viel zu dem, was du das Gute nanntest. Und das Böse?

Er öffnete das Fenster und sah in den Hof hinaus.

Was willst du darüber hören? Eine komische Gewohnheit von mir, dir alles zu sagen. Aber du hast es ja immer so gewollt. Ich fühle mich nicht zerknirscht, selbst vor deinen strengen Augen nicht. Für mich ist die Liebe mit Frauen das Sprungbrett zum Erfolg. Ich nehme sie mit, wo sie sich mir bietet. Vielleicht auch deshalb, weil sie mich manchmal unglücklicher macht, als ich vorher ahnte. Du hattest über diese Dinge merkwürdig moralische Vorstellungen. Na, ich habe eben andere.

Er lachte zwischen den Sätzen.

Natürlich habe ich mich, wenn ich eine Frau traf, nie darum gekümmert, ob sie ein Herz hatte, oder ob sie klug war. Das war schließlich ihre Sache und nicht die meine. Man begegnet sich und geht wieder auseinander, wenn man sich fremd geworden ist. Dafür habe ich nie gelogen, nie falsche Versprechungen gemacht. Ich habe jeder ein schönes Leben geboten, solange sie ehrlich ein Stück Wegs mit mir zusammengehen wollte. Aber bisher habe ich die Kameradin, die ich verlange, noch nicht getroffen. Aber mein Gott, was rede ich dir da vor? Als ob ich zur Beichte ginge. Du hast mir immer gesagt, daß du unglücklich wärest, wenn jemand meinetwegen weinte. Na, beruhige dich, ich richte es schon immer so ein, daß man möglichst wenig heult. Vielleicht kullern in diesem Moment dem armen Jarasse aus Wut oder Mitleid mit sich selbst, daß er so unschuldig aus seinem Schlemmerleben geworfen wurde, ein paar große Krokodilstränen

über die Wangen. I can't help it. Und ob eine Frau meinetwegen schon geweint hat? Ich weiß es nicht.

Er hielt inne.

Oh, ich vergaß, eine Frau hat wahrscheinlich meinetwegen doch schon Tränen vergessen. Aber das ist eine andere Geschichte. Eine Geschichte, die ich nicht liebe, die mich quält und die du bestimmt auch nicht gern hören würdest. Sie wird mich nicht ewig quälen. Eines Tages setze ich meinen Willen doch durch.

Seine Stimme war heftig geworden und, wie um sich Luft zu machen, stieß er plötzlich die Tür mit kräftiger Hand auf. Ein kleines, sehr bescheiden eingerichtetes Zimmer wurde sichtbar, in dem sich ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, eine Lampe und eine über dem Ofen hängende Photographie befanden. Sonst war niemand in dem Zimmer.

Gerald hatte sich mit einem Bilde unterhalten.

Die Photographie zeigte ein junges Mädchen in altmodischer Kleidung mit einem großen Strohhut in der Hand. Trotz der ungeschickten Pose, die es bei der Aufnahme hatte einnehmen müssen, war seine Haltung nicht reizlos, und wenn sein Gesicht auch keineswegs schön zu nennen war, so übte es doch einen geheimen Zauber aus, der weniger von der Regelmäßigkeit der Züge herrührte, als von einer leisen und sprechenden Melancholie der Augen. Es war ein Gesicht, das Gerald außerordentlich gleich und beinahe sein eigenes hätte sein können. Eins seiner Geschwister? Seine Mutter? Es war eine Zwillingsschwester.

Ihre gemeinsam verbrachte Jugend gehörte zu jenem Abschnitt von Gerald's Leben, den außer ihm selbst niemand kannte. Mit zwölf Jahren waren sie verwaist. Ihre Eltern, die infolge einer überraschenden Erbschaft nach Martinique gezogen waren, hatten auf der Insel eine Kaffeepflanzung bestellt, von der sie sich viel Einkünfte versprochen hatten, die aber unter ihrer unerfahrenen Leitung sehr rasch heruntergekommen war. Der Ruin wäre früher oder später wohl auch unvermeidlich geworden, wenn nicht eine furchtbare Katastrophe ihren weiteren Bemühungen ein jähes Ende gesetzt hätte. Manche entsinnen sich vielleicht noch des Schicksals von Saint-Pierre-de-la-Martinique, von dem im Mai des Jahres 1902 alle Zeitungen ausführliche Berichte brachten: die glühenden Lavamassen des ausbrechenden Mont Pelé zerstörten innerhalb von zwei Tagen den größten Teil der Siedlungen auf dieser Insel bis auf den letzten Rest. Unter den dreißigttausend Opfern fand sich auch der Name Gérard. Der glücklich-unglückliche Zufall hatte es

(Fortsetzung Seite 412)



Der alten Tradition bewußt, kann man nicht Risiken auf sich nehmen, die der Tradition, dem Namen allzu leicht nur - schaden könnten!... Ein Produkt, das stolz die Flagge eines alten Namens führt, muß diesem Namen alle Ehre machen, sonst verliert es seinen Ruf!... Schon seit Jahrzehnten steckt in einem Namen aller Hochgenuß, den eine Zigarette spenden kann:

LAURENS

Laurens

LAURENS "ROUGE" Fr. 1.20

gewollt, daß die beiden Kinder in Frankreich geblieben waren; François in einer Pension, in der sie sich wie in einem Gefängnis gefühlt und völlig einsam unter ihren Kameradinnen gelebt hätte, und François in Stanislas, wo er um diese Zeit gerade von der Schule gejagt wurde, weil er einen bösen Streich gegen einen von ihm gehaßten Lehrer angezettelt hatte. Nach dem traurigen Ereignis kamen die Zwillinge unter die Obhut einer Tante, die sich bereit erklärte, den kärglichen Rest des elterlichen Vermögens, das der französische Staat durch eine großzügige Hilfsaktion für die verarmten Hinterbliebenen der Opfer von Martinique sichergestellt hatte, zu verwalten und für ihren Lebensunterhalt sorgen zu wollen.

Wie sehr sie aneinander hingen, hatten die Geschwister erst gemerkt, als sie beide nach Paris zu der Verwandten kamen. Von da an wurden sie unzertrennlich, da sie fühlten, welche tiefen Bande zwischen ihren scheinbar sehr entgegengesetzten Naturen bestanden. Sie schlossen sich gegenseitig ihr Herz auf und vertrauten sich Dinge an, die sie sonst keinem Menschen anvertraut hätten. François war die zartere, die feinfühligere, während sich François von seinen wilden Launen beherrschen ließ und durch seine rücksichtslose Art den Mitmenschen das Leben oft unerträglich machte. Jedermann hielt ihn für einen unbeherrschten Rohling. Nur seine Schwester wußte, wie sanft und nachgiebig er sein konnte, wenn man ihn zu nehmen verstand. Nie machte sie ihm Vorwürfe, ließ es ihn aber fühlen, wenn er sie oder andere verletzt hatte, und zeigte sich erst dann wieder glücklich, wenn er sein Unrecht gutgemacht hatte. Doch wieviel hatte auch sie zu leiden! Seine Verachtung jeder gerechten Arbeit geübte führte ihn bald zu einem ausweichenden Lebenswandel, der sie mit tiefer Verzweiflung erfüllte. Er verbrachte seine Nächte außer Hauses, trieb sich mit Frauen herum, spielte und machte Schulden. Stillschweigend bezahlte sie ihm: Als sie aber den letzten Schmuck ihrer Mutter verkauft hatte, zeigte sie dem Bruder ihre Hände. «Jetzt habe ich nichts mehr. Ich flehe dich an, dich in Zukunft zusammenzunehmen. Mehr kann ich dir nicht sagen.»

«Es geht mit François nicht mehr so weiter», seufzte die Tante. «Dein Bruder ist maßlos, er weiß überhaupt nicht, was Pflichten sind. Er hat einen schlechten Charakter.» «Nein», erwiderte das junge Mädchen beschwichtigend, «er ist nicht schlecht, aber er denkt nur an Erfolg. Eines Tages wird er erreichen, was er sich vorgenommen hat.»

Kurze Zeit darauf starb die Tante. So kam es, daß die Geschwister sich höchst bescheiden mit ein paar Möbeln in dem kleinen Appartement der Rue Raynouard einrichteten, das François wegen des kleinen Gartens und der Nähe des Bois gewählt hatte.

Das junge Mädchen war zu verschlossen, als daß es eine wirkliche Freundin hätte haben können; außerdem lebte es nur für den Bruder. Die Freunde, die François mitbrachte, konnten keine Freunde für sie sein. Nur einer, ein großer, fleißiger Junge, der so bescheiden wie sie lebte, kam mandmal zu ihnen in ihr winziges Zimmerchen. Es war Luc Savière, der sich von jeher dem wilden und leidenschaftlichen François angeschlossen hatte, vielleicht deshalb, weil seine stille Natur unbewußt den ausgleichenden Gegensatz suchte. Er war zwei Jahre jünger als die Geschwister. François sah ihn gern, nicht nur, weil er ihr stets ein paar Romane oder Reisebeschreibungen mitbrachte, sondern weil sie seine Zurückhaltung und Bescheidenheit neben dem tyrannischen Bruder als Wohltat empfand. Sie war ihm freundschaftlich zugetan, aber in einer Freundschaft, der kein Zwang anhaftete und die ihr nie tiefergehende Gefühle einflößte. Wenn die Geschwister für seine Arbeiten in Kunsthistorik und Philosophie auch nur wenig Interesse hatten, so war er doch ein so charmanter Gesellschafter, daß François, als er in die Ecole Normale aufgenommen wurde, an den Sonntagen, an denen er frei war, den Tisch stets für drei deckte. Beide bewunderten die Leidenschaft, mit der er sein Studium betrieb, was sie allerdings nicht hinderte, ihn oft damit zu necken, daß er die Welt mit allzu gelehrten Argumenten erklärte. Oft tobten heiße Redeschlachten zwischen den zwei Freunden.

Nach einer dieser Diskussionen hatte Savière plötzlich gesagt: «Es ist unglaublich, wie ihr euch gleicht, und ich spreche nicht nur von der Ähnlichkeit eurer Gesichter.» François war daraufhin sehr mißlaunig geworden und in drohendes Schweigen versunken. Zu dieser Zeit, da er es noch zu nichts gebracht hatte, erfüllte ihn starke Mißachtung gegen sich selbst, die sich für gewöhnlich in feindseligen Stimmungen seinen Mitmenschen gegenüber äußerte. Um keinen Preis wollte er innerlich zugeben, daß sein Leben, das er als nutzlos empfand, irgendwelche Ähnlichkeit mit dem seiner Schwester aufweise. «Du hast mich falsch verstanden», versuchte Savière einzulenen, «ich habe nur sagen wollen, daß deine Schwester alles das in der Phantasie besitzt, was du, wie ich sicher glaube, eines Tages in die Tat umsetzen wirst.» Und wirklich mußte François zugeben, daß seine Schwester ihre Phantasie oft sehr weit schweifen ließ. Wie er selbst litt sie darunter, ein so kümmerliches Leben führen zu müssen, aus dem es keinen Ausweg zu geben schien. Oft träumte sie von Reichtümern, von Luxus und Reisen. «Wie grausam du sein kannst», meinte François dann bitter, «aber ich werde es noch schaffen, verlaß dich darauf.» «Ich wollte dir keinen Vorwurf machen», erwi-

derte sie zärtlich. «Ich habe nur ein bißchen geträumt und phantasiert, wie Luc sagt. Schließlich bin ich wie alle jungen Mädchen auch.»

Das Jahr, in dem sie beide mündig wurden, brachte ihnen viel Leid. Sie mußten sich zum zweiten Male trennen. François wurde für den Militärdienst eingezogen und kam, wie er es gewollt hatte, nach Guinea zu einem Kolonialregiment. Diese Zeit wurde zum Wendepunkt seines Lebens, da sie die innere Entscheidung brachte. Nach der Katastrophe, die seine Eltern betroffen und ihn wie seine Schwester verarmt zurückgelassen hatte, gab es, wenn er sich ein besseres Dasein schaffen wollte, keine andere Möglichkeit, als sein Leben selbst energisch in die Hand zu nehmen. Täglich sagte er sich, daß nach seinem Unglück kein Hahn krähe, daß erst der Erfolg und der Besitz ihm zu der inneren und äußeren Freiheit verhelten würden, ohne die er sich ein glückliches Leben nicht vorzustellen vermochte. Täglich schmiedete er Pläne, wie er den Hebel anzusetzen habe, um zu Reichtum zu kommen. Die Dienstzeit verging ihm wie im Traum. Nach ihrer Beendigung hatte seine Schwester ihn gern wieder bei sich gehabt, aber er kehrte nicht zurück, da ihm plötzlich aufgegangen war, was für unbegrenzte Möglichkeiten das französische Kolonialreich jedem bot, der etwas wagte und zugriff. Er verglich sich mit anderen, die bereits große Vermögen gemacht hatten. Sein Eroberungsgeist war erwardt, er blieb in Guinea. Als er endlich nach drei langen Jahren wieder nach Paris kam, fand seine Schwester ihn völlig verändert. Ihr Bruder war nicht mehr derselbe. Sie stand einem gereiften Mann gegenüber. Dagegen hatte er seine Schwester bleich und verfallen aussehend wiedergefunden, als habe irgendein unerklärliches Leiden an ihr gezehrt. Er erschrak und wurde zornig, wie jedesmal, wenn er eine tiefe Erregung verdecken wollte: «Sag mir doch, was dir fehlt! Was ist in meiner Abwesenheit nur passiert?»

«Du warst eben nicht bei mir», hatte die Antwort ge lautet.

Françoise hatte sich in Sehnsucht nach ihrem Bruder verzehrt. Ihre Widerstandskraft war allmählich erlahmt, eine merkwürdige Krankheit hatte Besitz von ihr ergriffen. Doch François, der sich stark fühlte, wollte den geschwächten Zustand seiner Schwester keineswegs zugeben.

«Ich verstehe dich nicht», meinte er, «wo doch jetzt alles gut geht. Ich weiß endlich, wie ich zu Geld komme, zumindest für die nächste Zeit. In Frankreich mit Elfenbein oder Erdnüssen, in Afrika mit französischen Schundwaren. Aber das ist noch nichts. Schließlich gibt es außer Afrika und Frankreich auch noch andere Länder in der Welt. Alles läßt sich kaufen und verkaufen. Ich habe eine ganze Menge Geld gespart. Außerdem kann ich mir jederzeit Kapital verschaffen. Ich hätte Lust, mich mal ein bißchen in Amerika und Indien oder auf ein paar Inseln bei Australien umzusehen. Es gibt eine Menge Geschäfte, die Pleite machen müssen, weil sie in der Hand von Dummköpfen und albernen Glücksrittern liegen. Ich kaufe alles auf, flicke die Jahrmarktsbuden wieder zusammen und mache Goldgruben aus ihnen.»

Er legte seinen Arm um die schmalen Schultern seiner jungen Schwester, wie um sie durch seine Zuversicht zu schützen und ihr Mut einzufloßen.

«Noch sind wir allerdings nicht sehr reich, aber du kannst mir glauben, daß wir bald sehr reich sein werden. Ich werde dich aus diesem armseligen Nest herausholen.» Sie lächelte ihm schwach entgegen.

«Und wir werden zusammen durch die Welt reisen. Ich werde dir eine Diamantengrube schenken, du wirst einen Prinzen heiraten. Oder willst du lieber Äbtissin in einem Kloster werden?»

«Wie lange noch?» fragte François mit Augen, die sich in weiter Ferne verloren.

«Natürlich muß ich mich dazuhalten. Leider lassen Wunder zu lange auf sich warten, und die modernen sehen ganz anders aus als die, die wir früher zusammen in den Märchenbüchern lasen.»

Bei ihrer dann erfolgten Trennung, da François bitterlich weinte, hatte er sie getröstet:

«Warte noch zwei Jahre. Versprich mir, so lange noch Geduld und Mut zu haben.»

«Das Glück», murmelte sie, «das Glück wäre, dich immer bei mir zu haben.»

Er reiste ab und verwirklichte, was er versprochen hatte. Sein Blick erweiterte sich, seine Erfahrungen wurden reicher, seine Unternehmen nahmen immer größere Maßstäbe an, seine Energie setzte alles in die Tat um, was er sich vorgenommen hatte. François erhielt Siegesnachricht auf Siegesnachricht. Dann kündigte er ihr seine Rückkehr an, die er um sechs Monate hatte verschieben müssen. Aber François hatte ihm versprochen, nur zwei Jahre lang Geduld und Mut zu haben. Im Hafen von Dakar wurde ihm ein Eilbrief übergeben. Sein Inhalt traf ihn wie ein Beilieb: Luc Savière teilte ihm mit, daß François gestorben sei.

Für andere war sie tot, doch für ihn lebte sie. Sie war weiter in seinem Dasein, das er sich ohne sie nicht vorstellen konnte, als geheime Beschützerin aller seiner Pläne, aller seiner Sorgen, aller seiner Gedanken und Gefühle.

Das Glück schien ihn überallhin zu begleiten. Ohne

Zärtlichkeit und, wie er glaubte, unfähig zur Liebe, besaß er viele Frauen, aber besaß sie nur für Tage oder Stunden. Seine einzige wirkliche Geliebte war und blieb die Tat. Losziehen, sich schlagen, unablässig kämpfen, um in der einen Minute, die den Erfolg bringt, die Trunkenheit des Sieges zu kosten, bildete sein wahres Glück. Es war, als hielte die Tote schützend ihre Hand über seinem Leben. Er nahm am Kriege teil, in dem er vier Jahre lang in einem marokkanischen Regiment der einzige Offizier war, der sich bei der Zurückwerfung deutscher Truppen in den Sümpfen von Saint-Gond, der Verteidigung des Fort Douaumont und dem mörderischen Gemetzel des letzten Kriegsjahrs in den Argonnen viele Auszeichnungen holte, ohne jemals verwundet zu werden. Er führte die unglücklichsten Aufgaben durch. «Ich habe das sichere Gefühl», sagte er zu seinem Oberst, «daß ich nicht getötet werden kann.» Tatsächlich war er aus allen Schlachten mit heiler Haut davongekommen. Nicht der kleinste Gratsplitter hatte ihn getroffen.

In den Nachkriegsjahren dann hatten seine Unternehmen eine Ausdehnung erfahren, die geradezu schwindelerregend wirkte. Was er in die Hand nahm, glückte ihm. Auch hier hatte er das sichere Gefühl, daß ihm nichts mißlingen könne. Und das Geheimnis seines beispiellosen Erfolges? Kannte er es selbst?

An einem regnerischen Aprilmorgen war er nach dem Friedhof Montmartre gegangen, um das Grab seiner Schwester zu suchen. Nur mit Schaudern dachte er später an diesen Besuch zurück.

In einem trostlosen Bureau mußte er sich zusammen mit dem Friedhofgärtner über abgefertigte Registerbände und Pläne beugen, um das Grab herauszufinden. Scham und Verzweiflung schnürten dabei sein Herz zusammen. Absichtlich hatte er sich nicht von Savière begleiten lassen. Er wollte allein zu seiner Schwester gehen und war auf seiner Suche nun doch auf fremde Hilfe angewiesen. Schön, damit mußte er sich abfinden. Widerwillig nannte er ihren Namen, mit einer gleichgültigen Handbewegung, deren er sich später immer wieder entsann. Dienstbeflissen erbot sich der Beamte, der ein gutes Trinkgeld erhoffte, ihn durch den Wirrwarr von Grabsteinen und Kreuzen zu begleiten. Er trug ein schlampiges, abgetragenes Dienstkleid, eine Art Uniform, die besonders grotesk wirkte, wenn man sich vorstellte, daß sie ihm Feldherrngewalt über die Toten verlieh. Unentwegt lenkte er Gerald's Aufmerksamkeit auf pomphöse Marmorgräber, auf die er offenbar sehr stolz war, da er sie bewachen durfte.

«Ja, sehen Sie, auf diesen Gräbern liegen immer frische Blumen. Sie müssen natürlich wissen, daß man ein Jahresabonnement auf den Unterhalt eines Grabes nehmen kann.»

Auf dem bescheidenen Grab der Schwester lagen Blumen. Die hatte sicher Savière gebracht. Der gute Luc... Gerald schickte den Aufseher weg und legte eine Handvoll Flieder nieder. Lange Zeit blieb er in den Anblick der Erde versunken, unter der seine Schwester nun ruhte. Lange Zeit, jedoch vergeblich. Auf seine innere Frage bekam er keine Antwort. Angesichts des toten Steines inmitten so vieler anderer Steine und Sockel, die ihm nichts sagten, blieb sein Herz reglos. Die Bilder der Vergangenheit schwiegen mit stummem Mund. Der Tod an diesem Ort hatte für ihn etwas Gleichmüthiges, das ihn empörte. Wie auf dem Schlachtfeld...

Wenn seine Schwester für ihn weiterlebte, so war es anderswo, in der kleinen Stube, die sie gemeinsam bewohnt hatten. Hier fand er sie, wenn er mit sich allein war, im Geiste wieder, sie, die ihn nicht verlassen haben konnte. Er schloß die Augen und sah sie vor sich wie einstmals, lachend oder weinend, vorwurfsvoll oder verzehrend. Unter seinem bittenden Blick schien ihr Bild Leben anzunehmen. Von ihren toten und unbeweglichen Lippen las er Zärtlichkeiten, Ratschläge, Wünsche für ihn, den Bruder. Sie allein hatte ihn ganz verstanden. Ihr allein hatte er das Recht und die Macht eingeräumt, ihn an einem Vorhaben zu hindern, ihn zu einer Tat zu ermutigen. Ihr Schatten lenkte sein Gewissen, und wenn er anderen Unrecht zufügte, weil seine vorwärtsdrängende Kraft auf die Schwachen nicht immer achten konnte, so war sie es, die ihn gutmachen ließ, was gutgemacht werden konnte. Er fühlte ihre Nähe und dachte doppelt an sie, seit sie in Wirklichkeit nicht mehr bei ihm war. Und die Vorstellung ihrer Gegenwart war bisweilen so stark in ihm, so wohlwollend, so unabwieslich, daß er sich dabei überraschen konnte, wie er, über ihr Bild gebeugt, eindringlich flüsterte:

«Wenn ich dich nicht hätte...»

Frank Gerald hatte dem Chauffeur gesagt, ihn nicht vor dem Haus zu erwarten.

Leise schloß er die Gartenpforte, blickte noch einmal zurück und schlenderte dann langsam die Straße hinunter. Sein Weg führte ihn über eine Anzahl kleiner Plätze, die er noch von früher her in Erinnerung hatte. Wie oft war er an ihnen vorbeigekommen, wenn er nach einem seiner Abenteuer müde nach Hause schlich. Richtig, da

war die Rue Berton, die nach dem Parc des Eaux führte. Merkwürdig, wie sich inzwischen alles verändert hatte. Vielerorts, wo früher altherwürdige Häuser und Baracken gestanden hatten, erhoben sich jetzt moderne Mietskasernen. Da an der Ecke hatte sich vor vielen Jahren eine kleine Epicerie befunden, in der Françoise immer den Kaffee geholt hatte. Nun war sie verschwunden und an ihre Stelle ein großes Lebensmittelgeschäft getreten. Er was weiter gewährte er einen Torweg. Er scharrte mit dem Fuß am Boden und fand ein paar welke Salatblätter neben faulen Kartoffeln und anderen Abfällen. Ob wohl die Gemüsefrau, die hier ihre Ware verkauft hatte, noch lebte?

Auf seiner sehnsüchtigen Suche nach dem alten Passy war er allmählich vor die kleine Gare de Ceinture gekommen. Das runde Zifferblatt der Uhr mutete ihn wie das gelbe Auge eines Ungeheuers an, das mit drohendem Blick in die Nacht starrte. Wie Gespenster tauchten milchweiße Fassaden aus der Dunkelheit auf.

«Alles hat man niedergeissen und neu aufgebaut», murmelte er vor sich hin. Der Park und das Château de la Muette, dessen Geschichte ihnen Luc so oft an Hand von Abbildungen geschildert hatte, waren verschwunden. Ganz neue Häuser erhoben sich jetzt an ihrer Stelle, deren Sprache er nicht verstand. Traurigkeit beschlich

ihn. Die Silhouette des Palais Rothschild tauchte vor ihm auf. In den Zimmern brannte noch Licht.

«Wo bin ich nur, wo bin ich nur?» fragte er sich ungläubig. Er, der sich sonst überall in der Welt zu Hause fühlte, kam sich plötzlich verloren vor. Das ganze Quartier hatte sein Gesicht verändert.

Er ging weiter. Ein Straßenschild tauchte vor ihm auf. Er sah hinauf und fuhr unwillkürlich zusammen. Die im Laternenlicht weiß leuchtenden Buchstaben trafen ihn wie eine Beschwörungsformel: Rue Alfred Dehodencq. Alfred Dehodencq? Hatte ihm Luc Savière am Abend nicht gesagt, daß hier... Entschlossen lief er weiter, bis er auf ein Hotel stieß, das einen Winkel zwischen der Straße und einem kleinen Platz bildete. Im Erdgeschoß waren die Fenster erleuchtet. Violinenklänge drangen an sein Ohr, und er blieb lauschend stehen.

Hinter ihm gingen zwei Polizisten auf dem Trottoir auf und nieder, die schließlich stehen blieben, um den Mann zu beobachten, der zu den erleuchteten Fenstern empoblickte.

«Könnten Sie mir bitte sagen, wer in diesem Hause wohnt?»

«Eine Amerikanerin.»

«Frau Sullivan», ergänzte der andere Polizist.

«Aha, dann...» Ohne seinen Satz zu vollenden, fragte Gerald weiter:

«Gibt sie heute Abend ein Fest?»

«Ein Fest nicht gerade. Frau Sullivan hat jeden Abend viele Leute bei sich.»

«Ich danke Ihnen.»

Hinter den Fenstervorhängen hoben sich die Schatten von Menschen ab. Schwarze Anzüge neben nackten Frauenschultern konnte Gerald undeutlich erkennen. Wer unter den Männern wohl ihr Geliebter war? Und wer unter den vielen Frauen war sie selbst?

Er wandte sich zum Gehen, als er auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine kahle Mauerwand bemerkte, die von den erleuchteten Fenstern her ein schwaches Licht empfing. Plötzlich jedoch schien es ihm, als nähme die Mauer Leben an. Gestalten zeichneten sich auf ihr ab, und er sah eine dunkle Kabine auf einem verlorenen Schiff vor sich, sah den winzigen Schatten einer Frau, eines wie Françoise so unschuldigen Wesens, das sich nicht wehren konnte gegen den Willen eines Mannes, der seiner verzweifelten Hilflosigkeit nicht achtete.

(Fortsetzung folgt)



Es geht nichts über eine Pfeife
24er Tabak

INSERATE

in der

«Zürcher Illustrierten»

bringen guten Erfolgs

PYRO WURST

Gut und haltbar

WURSTFABRIK RUFF ZÜRICH

BEI 20 19 1117 Z



Die hier gezeigten Yala-Modelle sind einzeln, oder in Garnituren und in jedem Material erhältlich. Jedes gute Geschäft zeigt sie Ihnen gerne, verlangen Sie aber ausdrücklich YALA.

Yala
QUALITÄT

Yala-Qualität ist kein leeres Wort. Die neue Yala-Kollektion beweist das wieder auf's Neue. Welche Fülle neuer Schnitte, eleganter Formen, aparter, neuartiger Verzierungen! Zu Ihrem neuen Frühjahrskleid ist eine Yala-Garnitur die passende Ergänzung. Der elegante Schnitt unserer Modelle - ganz auf die heutige Mode abgestimmt - bringt die Linie eines Kleidungsstückes erst recht zur Geltung. Und dazu die vielen Vorzüge, die Ihnen Yala noch bietet.

FABRIKANTEN: JAKOB LAIB & CO.
Amriswil (Thurg.)

